

Andrea Gruber & Ameli Pauli

Nutzungsgeschichten aus dem Wienerwald



**Vom Streurechen, Pechen und
den Adletzbeerbäumen**



Eng verflochten mit der Geschichte der Großstadt Wien, entstand über die Jahrhunderte der Wienerwald mit seinen Wiesen, Wäldern, Äckern und Dörfern, wie wir ihn heute kennen und lieben (Wienerwald bei Mayerling 2007).

Titelfoto: Heuernte in Oberkirchenbach 1950.

Kühe auf der Wiese und Siebenschläfer in den Baumhöhlen, auf der Streuobstwiese haben alle Platz.



Vorwort

Eng verbunden: der Wienerwald und seine BewohnerInnen

Die überaus reizvolle Kulturlandschaft des Wienerwaldes ist das Resultat einer jahrhundertelangen turbulenten Siedlungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Die Geschichte der Wienerwald BewohnerInnen spiegelt sich in ihr; denn die Menschen formen die Landschaft, genau wie umgekehrt die Landschaft mit ihren geomorphologischen und klimatischen Besonderheiten nur bestimmte Bewirtschaftungsformen ermöglicht und so die Menschen prägt.

Alles verändert sich

Natürlich wurde die Nutzung immer wieder den jeweiligen Bedürfnissen und Möglichkeiten angepasst. So rasch wie in den letzten 50 Jahren hat sich das Leben im Wienerwald aber noch nie verändert. Industrialisierung und Modernisierung haben dazu geführt, dass viele alte Bewirtschaftungsformen vollständig aufgegeben wurden.

Dadurch geht nicht nur ein reicher Schatz an überliefertem Wissen verloren, die traditionelle Nutzung hat häufig auch eine hohe Vielfalt an Lebensräumen für Tiere und Pflanzen hervorgebracht, die heute in Gefahr ist.

Schutz durch Nutzung

Wir müssen uns entscheiden, welchen Weg wir weitergehen wollen. Durch die Anerkennung als UNESCO Biosphärenreservat ist ein wichtiger Schritt in Richtung Schutz der Natur- und Kulturlandschaft Wienerwald gesetzt. Die Wertschätzung und Förderung der althergebrachten Nutzungsformen ist ein notwendiges Mittel zur Erreichung dieses Ziels.

Zeitreise

Der Wienerwald: gestern, heute und morgen

Der Weg vom dichten Urwald um das mittelalterliche Wien bis zum Biosphärenpark Wienerwald als beliebtes Aflugsziel und „Grüne Lunge“ einer modernen Großstadt ist ein langes und aufregendes Abenteuer. **Mit der Zeitleiste wollen wir die Orientierung auf diesem Weg erleichtern.**

11. Jhdt.



Luchs und Bär lebten in den herrschaftlichen Wäldern.

14. Jhdt.



Die Bevölkerung des Wienerwalds litt schwer unter der Türkenbelagerung.

17. Jhdt.



Obstbäume in den Weingärten um Klosterneuburg (1672).

18. Jhdt.

- **1002** schenkt der deutsche Kaiser dem babenbergischen Markgraf Heinrich den Wienerwald zwischen Triesting und Liesing. Nach und nach kommt das gesamte Gebiet des Wienerwaldes zuerst an die Babenberger und anschließend an die Habsburger.
- **14. Jhdt:** Ordnung und Unterteilung des landesfürstlichen Bannwaldes in die Waldämter Alland, Sittendorf, Anninger, Dürlliesing, Reichliesing, Tulbing, Ried, Kogel, Purkersdorf, Klosterneuburg, Dornbach, Anzbach und Anzing. Die herrschaftlichen Wälder dienen vor allem als Jagdgebiete.
- **Um 1500** beginnt die Holznutzung im Wienerwald an Bedeutung zu gewinnen.
- **1529:** Erste Türkenbelagerung.
- **1679:** Die Pest tötet in Wien und den umgebenden Wienerwaldgemeinden viele tausend Menschen.
- **1683:** Die Türken belagern Wien und wüten im Wienerwald. Danach werden Holzknechte aus dem Alpenraum angesiedelt, um den steigenden Bedarf an Bau- und Brennholz zu decken.
- **Im 18. Jahrhundert** breitet sich von den Klöstern ausgehend die Auspflanzung veredelter Obstsorten in der Region Wienerwald aus.
- **Anfang des 19. Jahrhunderts** löst die Fruchtwechselwirtschaft die Dreifelderwirtschaft langsam ab, was eine erste Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion durch eine bessere Bodennutzung mit sich bringt.
- **Mit der Gründerzeit** (etwa ab 1850) wächst Wien zur sechstgrößten Millionenstadt der Welt! Ausflugslokale und Pensionen für die Sommerfrische gewinnen im Wienerwald an Bedeutung.

19. Jhdt.



Josef Schöffel,
„Retter des Wienerwalds“.

- **In Folge der Revolution von 1848** wurde die Grundherrschaft aufgehoben, und damit endete die Herrschaft des kaiserlichen Waldamtes mit Sitz in Schloss Purkersdorf. Die einzelnen Gemeinden wurden ab 1850 selbständig. Für forstliche Belange war weiterhin der Sitz in Purkersdorf und zwar in Form des k. u. k. Forstärars, des Vorläufers der Österreichischen Bundesforste, zuständig.
- **1867:** Erstes Auftreten der Reblaus in Klosterneuburg. Zeitweilig werden in den Weingärten Ribiseln und Stachelbeeren angebaut. Mit dem Import resistenter amerikanischer Reben kehrt der Wein an den Wienerwaldabhängen zurück.
- **1870-1872:** Josef Schöffels erfolgreicher „publizistischer Kampf“ gegen den Verkauf des Wienerwaldes an Holzändler, der schon fast beschlossene Sache war.

20. Jhdt.



Familie Kantusch mit
neuem Motormäher
(Klausen-Leopoldsdorf, 1956).

- **1923:** Aus dem kaiserlichen Waldamt in Purkersdorf wird die Bundesforstverwaltung.
- **1939** findet auf der Schwechat die letzte Holztrift statt.
- **1950:** Beginn der Intensivierung der Landwirtschaft durch Motorisierung und Mechanisierung und Verwendung von Kunstdünger und Pflanzenschutzmitteln.
- **1960 – 1970:** Allmähliche Aufgabe alter Land- und Waldnutzungsformen, wie Laubrechen, Pecherei und Hutweiden.
- **Ab 1960:** Allmählicher Niedergang des Ribisel- und Stachelbeeranbaus und Rückgang der Streuobstbestände.
- **Ab 1970:** Aufgabe bäuerlicher Kleinbetriebe und Aufforstung und Verbrachung von Wiesen.
- **1975:** Aufhebung des allgemeinen Wald-Betretungsverbotes, ein neues Forstgesetz sichert das freie Wegerecht im Wald.
- **Ab 1980:** Verschwinden vieler Obstgärten, Streuobstwiesen und Wiesen durch einen erhöhten Siedlungsdruck im Wienerwald.
- **Ab 1980:** Pferdehaltung gewinnt an Bedeutung und trägt zur Erhaltung vieler Wiesen und Weiden bei.
- **Ab 1995:** Die Erhaltung traditioneller Kulturlandschaftselemente wird durch Förderungsgelder entgolten.
- **Ab 1996:** Biologische Landwirtschaft und artgerechte Tierhaltung gewinnen an Bedeutung.
- **Juni 2005:** Der Wienerwald wird UNESCO Biosphärenpark, der Schutz und die nachhaltige Nutzung des Gebietes ist damit langfristig gesichert.

21. Jhdt.



Der Wienerwald – kostbares Erbe
für kommende Generationen.

Siedlungsgeschichten

Wie alles begann



Die Holzarbeiter bauten für sich und ihre Familien in den Wäldern einfache Duckhütten. Im Dammbachtal bei Purkersdorf ist eine bis heute erhalten geblieben.

Strenge Verbote

Lange Zeit war der Wienerwald als hochherrschaftliches Jagdgebiet ein Bannwald und für die Bevölkerung nicht zugänglich. Es gab zwar einige Klöster in den Randbereichen (Klosterneuburg, Heiligenkreuz, u.a.), aber in den inneren Waldgebieten war jede landwirtschaftliche Nutzung streng untersagt. Es war nicht einmal erlaubt, Bienen im Wald zu halten, geschweige denn das Vieh zur Weide hineinzutreiben. Noch Kaiserin Maria Theresia wies die Forstknechte ausdrücklich an, alle Hausschweine, die im Forst angetroffen würden, sofort zu erschießen.

Auf Wilderei standen drakonische Strafen. Sogar nach den Greueln der Türkenkriege waren die Waldbesitzer nicht bereit, ihren ausgeplünderten und hungernden Untertanen wenigstens eine Zeitlang den Abschuss von Wild zur Nahrungsbeschaffung zu erlauben. So blieb der Wald über Jahrhunderte ein dichter Urwald, in dem neben Rehen, Hirschen und Wildschweinen auch Bären und Luchse zu Hause waren.

Bau- und Brennholz für Wien – Alpine Holzarbeiter für den Wienerwald

Mit dem Ende der zweiten Türkenbelagerung (1683) war die Bedrohung durch das osmanische Reich endgültig beendet, und Wien blühte auf. Um den rasch steigenden Bedarf an Bau- und Brennmaterial zu decken, wurde deshalb gegen Ende des 17. Jahrhunderts im Wienerwald mit einer systematischen Holznutzung im größeren Stil begonnen. Die Bevölkerung aus den Dörfern und Städtchen in und um den Wienerwald war nach dem Pestjahr 1682 und dem anschließenden Krieg gegen die Türken grausam dezimiert. Deshalb beschloss man Holzarbeiter aus der Steiermark, Salzburg, Oberösterreich und Bayern zu holen. Sie bauten sich in der Nähe ihrer Arbeitsstätten einfache Holzhütten – sogenannte „Duckhütten“ –, die meistens nicht einmal einen gemauerten Kamin hatten. Mit Vergünstigungen wie Steuerbefreiung, unentgeltlichem

Holzbezug, geringer Grunddienstzahlung und freier Weide für ihr Vieh erleichterte das Waldamt den „Hüttlern“ die Ansiedlung und die Zahl der Hüttlerkolonien wuchs rasch.

„Der Waldbauer unterscheidet sich wesentlich vom Landbauern. Sein Gehöft liegt oft weitab, meist von dunklen Forsten umsäumt, oder droben auf bewaldeten Bergeshöhen, von grünen Halden umschlossen.“ (Bogler, 1879)

Im nördlichen Wienerwald werden die Nachfahren der Hüttler bis heute noch von den Bauern des angrenzenden Tullnerfeldes als „Waldler“ bezeichnet.

Wie kommt das Holz aus dem Wald?

Natürlich musste das Holz nicht nur gehackt sondern auch an seinen Bestimmungsort gebracht werden. Die einfachste Möglichkeit, das gefällte Holz aus den undurchdringlichen Wäldern herauszubekommen, war das Holzschwemmen bzw. die Holztrift. Das Holz wurde in Scheiter gehackt, in den

Während des etwa eine Woche dauernden Verkohlungsprozesses, musste der Köhler durch Aufstechen und Schließen kleiner Löcher dafür sorgen, dass der Meiler weder erlosch noch in Flammen aufging.



stimmt werden, und für die Trifttage waren von den Forstunternehmern Ausfallsgebühren zu zahlen.

Da viele Wienerwaldbäche nicht, oder zumindest nicht immer, ausreichend Wasser zum Schwemmen führten, wurden am Oberlauf Dämme mit Schleusen – sogenannte Klausen – gebaut, um den Wasserstand zu regeln. Orts- und Flurnamen wie Klausen-Leopoldsdorf, Schöpfelklausen oder Riesenbachklausen erzählen heute noch davon.

Köhler und „Kalchbauern“

Bis zum Aufkommen der Steinkohle war Braunkohle der wichtigste Brennstoff, sowohl für die zahlreichen Schmieden und Eisenhämmer der Umgebung als auch für die Haushalte der nahen Großstadt Wien. Ein Teil des Holzes wurde deshalb direkt vor Ort zu Braunkohle verarbeitet.



Mit ihren langen „Grießbeilen“ brachten die Schwemmknechte aus Klausen-Leopoldsdorf das Schwemmh Holz auf dem Fluss in die richtige Lage. 1939 fand auf der Schwechat die letzte Trift statt.

Schwemmbach geworfen und am unteren Ende mit großen, sehr stabilen Rechen wieder aufgefangen. Während der Holztrift war keine andere Nutzung der Flüsse durch Mühlen, Säge- oder Hammerwerke möglich. Die Zeiten mussten deshalb gut abge-

Auch das Kalkbrennen war – vor allem im südlichen Kalk-Wienerwald – eine wichtige Einnahmequelle, bevor die industriellen Kalkhochöfen aufkamen. Kaltenleutgeben war eine typische „Kalchbauern-Gmoa“.



Brennholztransport um 1910.

Mehr als ein Standbein

„Der ganze Wienerwald ist von Ortschaften besetzt. Außerdem sind aber noch über dritthalbhundert zerstreute Waldhütten vorhanden. Diese werden von den so genannten Hüttlern bewohnt, welche weder Ackerbau noch Weinbau haben, aber dem ungeachtet nicht unter die Armenklasse gehören. Sie haben Obstbau und Viehzucht. Aber ihre eigentliche Bestimmung besteht im Holzhauen, Holzführen, Brettschneiden, Kohlenbrennen und Verfertigen verschiedener hölzerner Gerätschaften.“ schreibt J. Köhler 1800.

Mehr als ein Standbein zu haben, hat im Wienerwald Tradition. Von Anfang betrieben fast alle Hüttler zur Selbstversorgung neben der Holzarbeit eine kleine Landwirtschaft. Ein paar Stück Vieh, eine Obstwiese und eventuell ein kleines „Ackerl“ reichten schon, um die Familie mit dem Notwendigsten zu versorgen.

Durch die Nähe zu Wien bot es sich an, die Großstadt neben Holz und Braunkohle auch mit Heu, Obst, Gemüse und Milch zu versorgen. Fuhrwerksunternehmen entstanden, und auf die zunehmende Ausflugs-

lust der Wiener Bürger seit der Gründerzeit (um 1850) reagierte man mit Gastwirtschaften und Übernachtungsmöglichkeiten für die Sommerfrische.

Bis heute zeichnet sich die Landwirtschaft im Wienerwald durch kleine Strukturen mit Betriebsgrößen zwischen 12 und 14 ha und extensive Wirtschaftsweise aus. In die 1970er Jahre gab es noch viele „Zwergenbetriebe“ unter 5ha, sie sind inzwischen selten geworden. Kein Wunder, sogar Höfe bis 20 ha können durch das sinkende landwirtschaftliche Einkommen fast nur noch im Nebenerwerb geführt werden.

Der Wienerwaldbauer im 21. Jahrhundert

Der Strukturwandel in der Landwirtschaft hat vor dem Wienerwald nicht halt gemacht. Eine mögliche Antwort auf das geringe Einkommen in der Landwirtschaft sind Betriebsvergrößerungen und Intensivierung der Produktion. Aber auch ein anderer Weg wird von den Wienerwaldbauern erfolgreich eingeschlagen. Traditionelle Nutzungen werden mit neuen Nischen kombiniert. Mutterkuhhaltung, Schafhaltung, Heuverkauf an die steigende Zahl der Pferdhalter, Mostproduktion oder das Brennen erlesener Schnäpse aus Elsbeere und Speierling liegen im Trend.



Gasthaus aus der Gastwirtschaft Wiesenthaler aus Steinriegl im Wienerwald.

Eine Landpartie in den Wienerwald zu machen, war im 19. Jahrhundert bei den Wiener Bürgern sehr beliebt. Abschließend traf man sich in einer der vielen guten Gastwirtschaften, wie dieser in Steinriegl.

Waldgeschichten

Von Waldweide, Pechern und Ameiseneiern



Der Wienerwald: Zu jeder Jahreszeit eine Augenweide.

Der Wald ist unersetzlich

Der Wald hat seit jeher eine wichtige Rolle im bäuerlichen Leben gespielt. Holz war als Bau- und Brennmaterial unersetzlich, das alte Laub wurde als Futter und Einstreu verwendet und aus Zweigen und Ästen wurden verschiedene Werkzeuge gefertigt. Das Vieh wurde zur Weide in den Wald getrieben, und neben Wild waren natürlich auch Beeren, Kräuter und Pilze ein ganz wesentlicher Bestandteil der menschlichen Nahrung.

Im Wienerwald war diese Form der Waldbewirtschaftung lange nur in den Randbereichen möglich. Erst Ende des 17. Jahrhunderts wurde mit der Ansiedlung von Holzarbeitern im Inneren des Gebietes begonnen. Doch die Angst des kaiserlichen Waldamtes vor „*schädlichen Ansprüchen an die Waldungen durch Waldweide- und Laubstreu-frevel*“ (Österr. Vierteljahresschrift f. Forstwesen, 1823) war groß, und jede Nutzung war von An-

fang an strengen Reglementierungen unterworfen und nur gegen Bezahlung entsprechender Steuern überhaupt erlaubt.

Vielfalt im Wienerwald

Natürlich hat es einen Einfluss auf das Ökosystem Wald, wenn durch das Laubrechen und die Waldweide kontinuierlich Nährstoffe entzogen werden. Die Holzerträge können sinken, aber dafür steigt die Vielfalt an Lebensräumen. Durch die Laubentnahme können mehr lichtbedürftige Gräser keimen, die wiederum den Weidebetrieb im Wald sichern. Es entstehen Übergänge zwischen Wald und Wiese, die vielen verschiedenen Tieren und Pflanzen eine Heimat bieten.

Heute ist es sogar so, dass gerade stadtnahe Wälder wie der Wienerwald durch den zusätzlichen Stickstoffeintrag aus der Luft von Überdüngung bedroht sind.

Die Waldweide

Im Wienerwald waren die Wiesen rar und das Heu dringend notwendig als Winterfutter. Wo es möglich war, wurde das Vieh daher den ganzen Sommer über in den Wald oder auf die Hutweide getrieben. Jedes Jahr um Georgi wurde von den Förstern das Weidevieh genau abgezählt, und von „*fremden Untertanen, die keine Holzfuhrn für die kaiserliche Hofstattbeulzung leisteten*“ wurde für das Weiderecht pro Stück Vieh ein Weidegeld eingehoben (Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien).

Im nördlichen Wienerwald waren die Vorschriften so streng, dass das Vieh mitunter das ganze Jahr über im Stall bleiben musste. Um das tägliche Grünfutter zusammen zu bekommen, wurde buchstäblich jedem Grashalm nachgegangen. In Hainbuch bei Mauerbach erinnert man sich noch daran, dass es erlaubt war, in den Jungwäldern das Gras zwischen den Bäumchen mit der Sichel zu schneiden oder mit der Hand zu rupfen.

In den Schwarzföhrenwäldern des südlichen Wienerwaldes lag die Sache anders. Hier war die Waldweide nicht nur erlaubt sondern sogar erwünscht. Denn das Vieh fraß mit Vorliebe die jungen Triebe der Laubbäume und sorgte damit für den Fortbestand der reinen Föhrenwälder für die Pecherei. Bis in die 1950er Jahre gab es z.B. in Hernstein noch einen eigenen Halter, der die Kühe aus dem Dorf in den Wald trieb.



Waldweide in Greifenstein.

Laub als Einstreu und Dünger

Jeder Bauer braucht Einstreu für sein Vieh. Heute gibt es dafür ausreichend maschinell geerntetes Getreidestroh. Aber früher war es oft die einzige Möglichkeit, das Laub aus dem Wald als Streu zu verwenden. Nach dem Ausmisten wurde die mit Kot vermischte Einstreu dann als wertvoller Dünger auf die Felder aufgebracht.

Bis in den Spätherbst hinein wurde das Laub im Wald mit großen Holzrechen zusammen gereicht und in Streukörben zu einem Leiterwagen gebracht. Der war für diese Fuhrn mit eigenen Streugattern ausgerüstet, die um einiges dichter sein mußten als die normalen Heugatter, um die kostbare Fracht nicht wieder zu verlieren. Wie mühsam diese Arbeit war, erzählt Frau Haller aus St. Corona: „*Mindestens 80 mal mußte man den Buckelkorb anfüllen, um eine volle Laubstreu fuhrn mit dem Leiterwagen nach Hause bringen zu können.*“

Noch schwerer hatten es die Kleinhäusler, die ohne Leiterwagen auskommen mußten. Nur mit ihren Streukörben, oft noch zusätzlich beladen mit ein paar Klaubholzbündeln, trugen sie die Laubstreu nach Hause. Gelagert wurde das Laub in eigenen Streuhütten, die üblicherweise direkt an den Stall anschlossen waren. Frau Berger aus Nöstach erinnert sich an die vielen Igel die dort gewohnt haben: „*Sie sind oft in den Stall zu den MilchschüsslerIn der Katzen gekommen*“.

Auch die Nadelstreu der Föhren im südlichen Wienerwald wurde zusammengereicht und als Einstreu verwendet.

Genau wie die Waldweide wurde auch das Laubrechen von den Waldbesitzern nicht gerne gesehen. Sie befürchteten dass der kontinuierliche Nährstoffzug die Holzerträge mindern könnte. Es mußte daher die Erlaubnis zur Streunutzung eingeholt und eine Laubstreuabgabe bezahlt werden. Darüber hinaus gab die kaiserliche Forstverwaltung Streunut-



Laubstreurechen im Kritzendorfer Wald.



Für die Laubfuhren waren die Leiterwagen mit speziellen Streugattern versehen, die um einiges dichter waren als die normalen Heugatter (Klausen-Leopoldsdorf um 1930).

zungspläne heraus, in denen genau geregelt wurde, wann und in welchen Waldbeständen Streu gerecht werden durfte. Diesen Plänen folgend vergaben die Förster an die Streu rechnenden Familien sogenannte Streu- oder Waldzettel als Genehmigung.

Klaubholz klaben

Für die Waldbesitzer war das Holz der bei weitem wichtigste wirtschaftliche Faktor. Den Wienerwaldbauern war die Holznutzung deshalb nur mit Einschränkungen erlaubt. Ganz verbieten ließ es sich nicht, weil die Menschen darauf angewiesen waren, mit Holz zu heizen. Es wurden aber sogenannte Klaubsscheine eingeführt, die beim Förster gegen eine entsprechende Abgabe zu bekommen waren. Wer einen Klaubsschein erworben hatte, durfte das am Boden liegende Holz in einen Buckelkorb aufklauben – Leiterwagen zu verwenden war nicht erlaubt.

Klaubsscheine gibt es bis heute und damit die Möglichkeit, gegen ein kleines Entgelt Holz im Wienerwald zu sammeln.



Beeren, Pilze und Ameiseneier

Ob für den eigenen Haushalt oder die Märkte in Wien, Mödling und Baden, gesammelt wurde alles, was der Wald zu bieten hat.

Die Wälder um Klausen-Leopoldsdorf und St. Corona waren z.B. berühmt für ihre Waldbeerenbestände. Heute noch heißt ein Platz zwischen den beiden Orten „Rastbank“, weil dort die Frauen aus St. Corona auf ihrem langen Weg in die Großstadt zum ersten Mal ihre schweren Lasten abgestellt und gerastet haben.

Auch in Enzesfeld, Schwarzensee, Gaaden, Grub und Sittendorf sammelten die Frauen und Kinder große Mengen Himbeeren, Brombeeren und Walderdbeeren. Allein in Wien sollen Ende des 19. Jhdts. innerhalb eines Jahres 8000 Butten voller Waldhimbeeren verkauft worden sein (Statistik Volkswirtschaft in NÖ).

Natürlich war auch das Beerensammeln reglementiert und nur mit Erlaubnisscheinen des Försters gestattet. Wurden HimbeerpflückerInnen ohne Erlaubnisschein angetroffen, so waren ihnen die Beeren wieder abzunehmen.

In Notzeiten halfen alle Bestimmungen zur Einschränkung des Holzsammlens nichts. In der Nähe Wiens kam es nach beiden Weltkriegen zu regelrechten Abholzungen (Foto 1945).

1681 kam es sogar zu einem generellen Verbot, „*da die jährliche Zahl der 150 bis 200 Beerensammler das Wild in den jagdlichen Gründen störe*“.

Erst mit dem Aufkommen der Kultursorten in den Gärten verloren die Waldbeeren an Bedeutung. Im Frühling wurden Blumen wie Veilchen, Mai-glöckchen und Himmelschlüssel gesammelt und auf den Märkten angeboten, im Herbst natürlich Pilze. Palmkätzchen, rechtzeitig gezwickt und im Keller eingelagert, ließen sich vor Ostern ebenfalls gut verkaufen. Einige Familien hatten sich auf das Sammeln von Ameiseneiern spezialisiert, bis ins 19. Jahrhundert ein begehrtes Futter für die vielen Singvögel, die in Wien in Käfigen gehalten wurden.



Je nach Jahreszeit verkauften die Frauen aus dem Wienerwald Blumen, Beeren, Pilze oder Palmkätzchen auf den Märkten und an den Straßenrändern.

Dem Pech auf der Spur

Die Schwarzföhrenwälder im südlichen Wienerwald wurden seit Jahrhunderten zur Harznutzung, der sogenannten Pecherei, verwendet. Die Schwarzföhre (*Pinus nigra*) erreicht hier die Nordgrenze ihres natürlichen Vorkommens, ist aber durch die Waldbesitzer wegen des wertvollen Peches seit Jahrhunderten gefördert worden und deshalb durchaus häufig. Wie so viele andere auch, war die Pecherei ein Erberberuf, der vom Vater auf den Sohn übertragen wurde. In den Wintermonaten waren die Pecher oft in den Wäldern der „Herrschaft“ als Holzarbeiter beschäftigt, während für die Pecherei nur einige Vorarbeiten

gemacht wurden. Die eigentliche Arbeit im Pechwald begann im März mit dem Abhobeln der Baumrinde. Dadurch wurde der Baum so verletzt, dass er versucht, die Wunde mit Harz wieder zu verschließen. Mit Hilfe von Leitspänen oder gehobelten Rillen wurde der Harzfluss in einen darunter gehängten Topf geleitet. Das Hobeln, also die Anregung des Harzflusses, und das Entleeren der Harztöpfe waren die Hauptarbeit der Pecher bis weit in den Sommer hinein.

Ein Pecher hatte oft zwischen 4000 und 5000 Bäume zu bearbeiten. Die Menschen im Wienerwald erzählen heute noch, wie die Pecher mit ihren Leitern buchstäblich durch den Wald gerannt sind. In der Industrie waren die Pecher später begehrte Arbeitskräfte, weil sie bekannt waren für die Schwerstarbeit, die sie im Wald geleistet hatten.

Aus Harzbalsam wird Terpentinöl und Kolophonium destilliert, und bevor synthetische Stoffe Anfang des 19. Jahrhunderts die Harzdestillate zu ersetzen begannen, waren ganze Industriezweigen von der Pecherei abhängig. Entsprechend hoch war der Bedarf an gutem Pech. Doch diese Zeiten sind längst vorbei. Nur mit viel Engagement wird eine einzige kleine Harzverwertungsanlage in Hernstein bis heute betrieben. Hierher können die letzten Pecher ihre Harzerträge liefern. Um das vielfältige Wissen über die Pecherei zu erhalten und weiterzugeben, gibt es im Ort ein Pechermuseum und Exkursionen zum Thema Pechen.



Herr Schreieck, Besitzer der letzten Harzverarbeitungsanlage erklärt die Arbeit der Pecher.



Wiese und Wald ergänzen sich zu unserer geliebten Kulturlandschaft Wienerwald.

Geschichten von Wiesen und Weiden

Vielerlei Gras und noch mehr bunte Blumen

Wie Wiesen und Weiden entstehen

Der Wienerwald ohne seine Wiesen? Das ist für uns heute kaum vorstellbar. Und doch gibt es in den inneren Bereichen des Wienerwaldes erst seit der Ansiedlung der Hüttler Ende des 17. Jahrhunderts offene Flächen mit Wiesen, Weiden und Äckern. Die aus dem Alpenraum angeworbenen Holzknechte brachten die alpenländische Wirtschaftsweise mit Viehzucht und Wiesenbau mit. Sie trieben ihr Vieh auf die frischen Rodungsflächen und sorgten durch die regelmäßige Beweidung oder Mahd dafür, dass der Wald sich sein Terrain nicht zurückerobern konnte. Denn wir dürfen nicht vergessen: Von Natur aus wäre der gesamte Wienerwald genau wie fast ganz Mitteleuropa dicht bewaldet.

Auch heute noch ist die wundervolle Vielfalt der Kulturlandschaft Wienerwald mit Hutweiden, fetten, sauren und mageren Wiesen, Äckern und natürlich Wäldern von der umsichtigen Bewirtschaftung seiner BewohnerInnen abhängig. Bleiben die regelmäßigen Eingriffe durch den Menschen aus, wird innerhalb weniger Jahrzehnte alles wieder Wald!

Von der Dreifelderwirtschaft zur Fruchtwechselwirtschaft

Bis ins 19. Jhdt. war die Bewirtschaftung von Wiesen, Weiden, Äckern und Waldflächen im bäuerlichen Betrieb eng verflochten. Die vorherrschende Dreifelderwirtschaft sah auf den Ackerflächen eine jährliche Abfolge von Sommergetreide, Wintergetreide und Brache vor. Kühe, Ziegen, Schafe, Schweine und Gänse wurden den Sommer über auf die gemeinschaftliche Hutweide, die jeweiligen Ackerbrachen oder in den Wald getrieben. Auf die Wiesen durfte das Vieh nicht, denn hier wurde das wertvolle Futter für den Winter gewonnen. Gedüngt wurden ursprünglich nur die Äcker. Erst mit der Einführung neuer Kulturpflanzen wie Klee, Luzerne und Kartoffel und einer besseren Bodennutzung durch den Umstieg zur Fruchtwechselwirtschaft konnte die Produktivität so gesteigert werden, dass auch für die Wiesen Dünger übrigblieb. Vor ca. 200 Jahren sind dadurch die so genannten Fettwiesen oder Wirtschaftswiesen entstanden, die regelmäßig gedüngt werden und zweimal im Jahr gemäht werden können (Grabherr 2004).



Nach der Heuernte
(Altenmarkt um 1920).

Bunte Wiesenvielfalt



Wo nicht gedüngt wird, wachsen Wiesenalsbei, Kartäusernelke und Wundklee auf der Trespenwiese.

Blütenpracht auf mageren Wiesen

Wenn Wiesen nicht gedüngt, aber regelmäßig gemäht und damit Nährstoffe entzogen werden, hungern die Böden regelrecht aus. Auf solchen nährstoffarmen Magerwiesen kann sich keine geschlossene Grasdecke bilden, und es ist Platz für viele verschiedene Kräuter. So haben sich im Laufe der Jahrhunderte auf diesen Standorten artenreiche Pflanzengesellschaften entwickelt, die uns bis heute als bunte Blumenwiesen erfreuen. Gemäht

wird traditionell nur ein bis höchstens zwei mal im Jahr. Das geerntete Heu ist gesund und vor allem für Pferde ausgezeichnet geeignet. Nach der vorherrschenden Grasart werden diese extensiv bewirtschafteten Wiesen Trespenwiesen genannt.

Düngung bringt mehr Ertrag mit weniger Arten

Durch regelmäßige Düngung wird aus der für den Wienerwald so typischen Trespen-Magerwiese die

ertragreiche Glatthaferwiese. Die langsam wachsende Trespe (*Bromus erectus*) wird dabei von dem schneller und höher wachsenden Glatthafer (*Arrhenatherum elatius*) verdrängt. Diese Wiesen können zwei mal im Jahr gemäht werden. Die Heu-ernte erfolgt meist Ende Mai. Das Grummet (2. Schnitt) wird im August oder September eingebracht.



Margeriten und verschiedene Kleesorten blühen auf dieser mäßig fetten Glatthaferwiese.

Bachdisteln blühen auf nassem Boden

Je nachdem wie feucht oder trocken der Boden ist, und welcher Dünger wie oft aufgebracht wird, entsteht eine bunte Vielfalt unterschiedlicher Wiesentypen. Arten wie die rotblühende Bach-Kratzdistel (*Cirsium rivulare*), die goldgelbe Trollblume (*Trollius europaeus*) und verschiedene Sauergräser sind für feuchte Wiesen typisch. Solche Wiesen werden meist ebenfalls extensiv bewirtschaftet. Entlang der Straße von Klausen-Leopoldsdorf nach Pressbaum gibt es noch eine Reihe sehr schöner Feuchtwiesen zu bewundern.

Mühsame Ernte

Vor der Einführung der landwirtschaftlichen Maschinen war die Heu- und Grummeternte sehr arbeitsintensiv, und der Bauer musste oft extra Arbeiter dafür anheuern. Das waren meist Holzarbeiter, Pecher und Kleinhäusler, die sich so ein Zubrot verdienten. „Ein guter Mäher hat bis ein Joch Wiese (ca. 1/2 ha) gemäht, wobei um 3 Uhr in der Früh begonnen wurde und mit einer Pause bis Mittag gemäht wurde.“ erzählt ein Altbauer aus Pressbaum.



In den 1950er Jahren löste langsam der Motormäher die Sense ab (Nöstach um 1955).

Heu für die Tiere in Wien

Anders als heute gab es bis zur Mitte des 20. Jhdts. auch in der Großstadt Wien unzählige Pferde und Rinder. Die großen Milchmeiereien, die Pferdefuhrwerke und nicht zu vergessen die riesigen Stallungen auf dem Schlachthof von St. Marx waren auf Heu als Futter für ihre Tiere angewiesen. Im ganzen Wienerwald fuhren Heuhändler herum, um Heu anzukaufen und nach Wien zu transportieren.

Berühmt waren die Wiener Heufuhren aus dem Triestingtal. Kolonnen von schweren Leiterwagen rumpelten mit gewaltigen Heuladungen (bis zu



Wiener Heufuhre vor der Abfahrt vom Hof Holzapfel in Altenmarkt um 1930: Der Wagen war so kunstvoll beladen, dass die Fuhre trotz schlechter Straßen bis Wien hielt.

5 Tonnen pro Wagen) von Ochsen oder Pferden gezogen nach Wien. Zwei Tage dauerte die Fahrt über die holperigen Straßen, und es kam in den Dörfern zu regelrechten Menschaufläufen, wenn diese Schwertransporte durchrollten.

Die Wienerwaldbauern aus der näheren Umgebung brachten ihr überschüssiges Heu oft selbst auf den Heumarkt.

Heu heute

Durch die vermehrte Pferdehaltung im Wienerwald in den letzten 20 Jahren steigt der Bedarf nach ballaststoffreichem Heu. Dadurch wird auch die Tradition des Heuhandels wieder neu belebt. Für die Erhaltung der Wienerwaldwiesen ist das eine sehr positive Entwicklung.

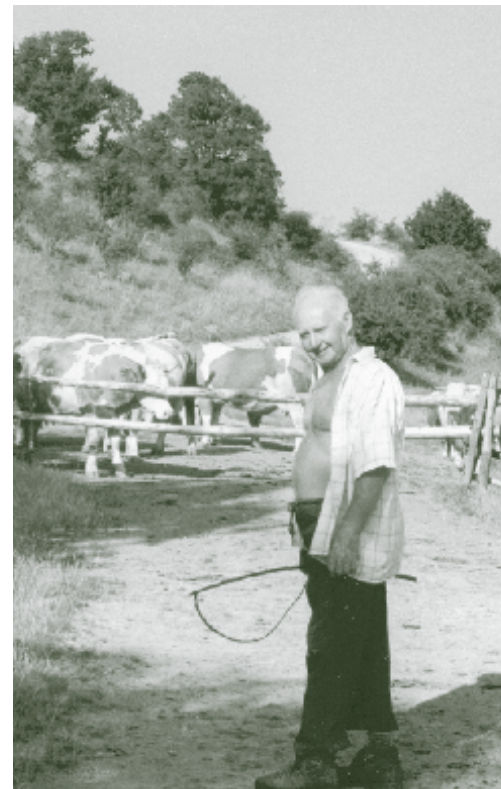


Immer mehr Pferde im Wienerwald brauchen Weiden als Auslauf und Heu als Futter (Dornbach, 2002).

Weiden im Wandel der Zeit



Ein Blick auf die Perchtoldsdorfer Heide im Juni: auf den offenen Flächen blüht das sonnenliebende Federgras (im Vordergrund), aber wo die Büsche sich ausbreiten, wird es ihm schnell zu schattig.



Herr Petzwinkler war der letzte Sittendorfer Bauer, der seine Kühe noch auf die Hutweide trieb (1995).

Hutweide kommt von hüten

Weiden gehören zu den ältesten bäuerlichen Nutzungsformen. Vor allem im südlichen und östlichen Wienerwald waren früher Gemeinschaftsweiden – so genannte Hutweiden – sehr verbreitet. Sie gehörten dem ganzen Dorf und ein eigener Dorfhirte hütete die Tiere und pflegte die Weide. Dazu gehörte das Verteilen des Dungs genauso wie das Entfernen von aufwachsenden Sträuchern.

Im Wienerwald befinden sich die Hutweiden meist auf den flachgründigen Kuppen, die für den Ackerbau nicht geeignet sind.

Botanische Besonderheiten

Durch die extensive Bewirtschaftung, die trockenen Bodenverhältnisse und nicht zuletzt weil bei uns im Wienerwald floristisch der pannonische und der ozeanische Raum aufeinandertreffen, haben sich auf den Hutweiden über die Jahrhunderte außergewöhnlich artenreiche Pflanzengesellschaften entwickeln können. Neben dem sonnenliebenden Federgras (*Stipa pennata*), blühen hier seltene Pflanzen wie Pannonischer Milchstern (*Ornithogalum pannonicum*), Adonisröschen (*Adonis vernalis*), Kuhschelle (*Pulsatilla grandis*) und verschiedenen Orchideen im Jahreslauf.

Kaum noch Kühe

Bis in die 60er Jahre wurden die meisten Hutweiden noch regelmäßig beweidet. Auf der Perchtoldsdorfer Heide wurden z.B. bis zum 2. Weltkrieg jeden Tag rund 200 Rinder aufgetrieben. Die letzte Hutweide mit täglichem Weidegang gab es in Sittendorf. Bis in die 1990er Jahre konnte man hier jeden Morgen den Rindern zusehen, wie sie aus den Höfen auf die Hauptstrasse trotteten, um mit ihrem Halter zur Weide zu gehen.

Heute ist die Gemeinschaftsweide Vergangenheit und viele dieser botanisch wertvollen und landschaftlich so attraktiven Gebiete sind von der Verbuschung bedroht. Gott sei Dank kommt es langsam zu einem Umdenken und mit viel Idealismus und Durchhaltevermögen werden einzelne Hutweiden heute wieder beweidet. In Gießhübel z.B. hat ein Landwirt die ehemalige Kuhheide von der Gemeinde gepachtet und es weiden dort rund 60 Mutterschafe und 3 Ziegen.



Wenn weder beweidet noch gemäht wird, kehren Büsche und Bäume rasch zurück. Ohne Pflegemaßnahmen wird diese ehemalige Trespenwiese an den Hängen des nördlichen Wienerwalds in wenigen Jahren zugewachsen sein.

Gemeinschaftsstall und Halterhütte

Im westlichen Wienerwald waren die Gemeinschaftsweiden teilweise so weit vom Dorf entfernt, dass die Tiere den ganzen Sommer über dort blieben. Selbstverständlich gab es auf solchen Weiden, wie auf einer Alm, einen Gemeinschaftsstall und eine Halterhütte. Die Weidegenossenschaft Neulengbach, bestehend aus 30 Bauern, treibt immer noch rund 100 Rinder in der Laaben auf die Groß- und Kleinleitenweide. Der Kuhauftrieb wird heute allerdings von einem Viehtransporter übernommen.



Frau und Herr Hochgerner waren bis 1995 die letzten Halter auf der Großleitenweide in der Laaben.

Hoat mit Grenzhag

Die einzeln liegenden Bauernhöfe des südwestlichen Wienerwalds hatten meist ihre eigene Hofweide, die sogenannte Hoat. Auch auf der Hoat blieb das Vieh den ganzen Sommer über und wurde erst nach dem Einbringen des Grummets auf die Wiesen getrieben.

Um sich das Hüten zu erleichtern war die Hoat umzäunt, traditionell mit einem lebenden Zaun aus miteinander verflochtenen Hasel- und Dirndlstauden. Alljährlich vor dem Viehauftrieb wurden diese Grenzhager kontrolliert und bei Bedarf ausgebessert. Das war eine mühsame Arbeit und heute sind



Im angrenzenden Mostviertel sind heute noch Reste kunstvoll geflochtener Zäune (Grenzhager) zu finden.

fast überall mobile Weidezäune an ihre Stelle getreten. Nur wenige Altbauern erinnern sich noch an die Zeiten des „Zäunens“.

Wo geht es hin?

Rund 20% der Grünlandflächen des Wienerwalds sind heute noch Weiden, nur 1/4 davon werden extensiv d.h. ohne zusätzliche Düngung genutzt. Die alten Hutweiden, liegen idyllisch auf den Hügelkuppen und sind meist so flachgründig, dass sie sich für den Ackerbau schlecht eignen. Werden sie nicht bewirtschaftet, wachsen sie rasch mit Büschen zu. Eine Bewahrung dieser wertvollen Flächen ist nur durch Nutzung möglich.

Eine neue Hoffnung für die Weiden ist die ständig wachsende Zahl von Reitställen. Die Pferde brauchen

Auslauf und – natürlich – eine Weide. Auch mit Heu für die Winterfütterung läßt sich wieder Geld machen. Sogar die Kühe kehren langsam auf die Weiden zurück. Biofleisch ist bei den Konsumenten zunehmend gefragt und genügend Weideflächen eine Voraussetzung für artgerechte Rinderhaltung.

Ein Platz für seltene Arten

Die Wienerwaldwiesen und Weiden gehören zu den artenreichsten und für den Naturschutz bedeutendsten Lebensräumen in Österreich. Bis zu 500 verschiedene Pflanzen kommen hier vor, darunter viele seltene und bedrohte RoteListe-Arten wie die auffallende Riemenzunge (*Himantoglossum hircinum*) oder das strahlend gelbe Adonisröschen (*Adonis vernalis*). Besonders artenreich sind die extensiv bewirtschafteten Mager- und Trockenrasen. Weil sie dem Bauer aber wenig einbringen, sind sie selten geworden. Jede zusätzliche Düngung und Mahd erhöht zwar den Ertrag, senkt aber die Vielfalt an seltenen Pflanzenarten die dort wachsen können. Um das auszugleichen gibt es staatliche Förderungen für die traditionelle Pflege dieser Flächen.



Pferdeweide in Oberkirchbach.



794. Gugging, Nied. Öst.

Blick auf Gugging und seine vielen Streuobstwiesen um 1940.

Obstgeschichten

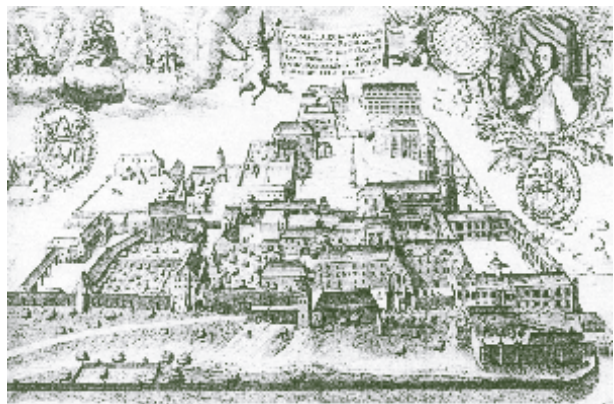
Wildobst, Edelobst, Streuobst und Dörrobst

Vom Wildobst zum Edelobst

Lange nutzten die Bauern im Wienerwald vor allem Wildobst und Halbkulturformen wie Elsbeere und Speierling. Nur in den Klöstern und Adelshäusern begann schon im Mittelalter die Kultivierung veredelter Obstsorten. Von ihren Stammhäusern in Frankreich und Italien hatten die Mönche Obstreiser und die entsprechenden Kenntnisse über Veredeln, Propfen und Baumschneiden mitgebracht. Erst mit dem 18. Jahrhundert verließ das Edelobst gemeinsam mit dem Wissen über seine Vermehrung die Kloster- und Schlossgärten.

Der echte Bauernmost wurde im Wienerwald aber weiterhin aus Holzäpfeln und Wildbirnen gepresst. Vereinzelt mächtige Wildobstbäume in den Streu-

obstwiesen und Bauerngärten zeigen, dass manche Bauern diese bis heute noch nutzen.



Auf diesem Bild des Stiftes Klosterneuburg aus dem 17. Jahrhundert, sind die Obstgärten innerhalb der Klostermauern gut zu erkennen.

Obstgärten vor den Toren Wiens

Den Mönchen des Kartäuserklosters in Mauerbach scheint die Verbreitung des Edelobstes ein besonderes Anliegen gewesen zu sein. *„Unter den Sorten der im Wienerwald gelegenen Obstgärten konnte man eine große Einheit bemerken, sie mussten alle aus einer Quelle stammen, vermutlich von den Kartäusern, die damals in Paris berühmte Baumschulen hatten, in welchen ein wahres Normal-Sortiment gezogen wurde“* (Der Obstzüchter, 1911).

Die Reichsstadt Wien war natürlich ein idealer Absatzmarkt und der Handel mit Obst aus dem Wienerwald blühte: *„Man kultivierte vorzügliche alte Apfelsorten und viele Mostfrüchte. Die Wirtschaftsäpfel wurden, des Nachts sorglich auf Stroh gebettet, in die nahe Hauptstadt gebracht, während der aus dem Mostobst gepresste Apfelwein auf das Mariabrunner Kirchweihfest gelangte“* (Der Obstzüchter, 1911).

Doch die Zeiten änderten sich und beginnend mit dem Ausbau der Bahn Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Transport von Waren zunehmend leichter und billiger. Damit konnte Obst in guter Qualität auch aus den Kronländern in die Hauptstadt gebracht werden und der Niedergang der ehemals bedeutenden Obstregion Wienerwald begann.

Die Elsbeere: hochwertig und hochprozentig

Elsbeere, Adletzbeere oder Adlasbeere, diese seltene heimische Baumart hat viele Namen. Sie liebt die Wärme und wächst vom Wienerwald bis ins Burgenland am liebsten in lichten Wäldern und an Waldrändern. Wegen ihrer Früchte, die einen hervorragenden Schnaps ergeben, holten sich die Bauern früher Elsbeerbäumchen aus den Wäldern, pflanzten sie in ihre Steuobstwiesen und veredelten sie manchmal sogar mit Reisern von alten, besonders großfrüchtigen Bäumen.

Das Holz der Elsbeere ist von erstklassiger Qualität und wird als edles Furnierholz und für die Herstellung von Musikinstrumenten verwendet.

Der westliche Wienerwald in der Umgebung von Laaben, Brand, Kasten, Stössing und Michelbach war ein regelrechtes Elsbeerenzentrum. Bis heute wird hier der köstliche Elsbeerschnaps destilliert. Er hat ein unverwechselbares Mandelaroma und Kenner zahlen für diese Rarität bis zu € 300,-/Liter. Ein stolzer Preis, aber die Elsbeere trägt bei uns nur etwas alle 4 Jahre wirklich gut und die Ernte ist aufwendig.



Die Elsbeere ist eng verwandt mit dem Speierling, der Mehl- und der Vogelbeere. Ihre Früchte werden in der Volksheilkunde wegen ihres hohen Gehalts an Gerbstoffen und Pektin auch als Mittel gegen Verdauungsstörungen eingesetzt.

Der Speierling – eine fast schon vergessene Besonderheit

„Wo der Speierling gedeiht, ist die Elsbeere nicht weit“, heißt es im Volksmund. Kein Wunder, beide Bäume sind nicht nur nah verwandt, sie wachsen auch an ähnlichen Plätzen. Der Speierling, auch Aschitzn oder Lohdiberl genannt, ist allerdings noch ein wenig wärmeliebender und gilt als seltenste Baumart Österreichs. Er braucht viel Licht und wächst dabei nur sehr langsam, deshalb wird er im Wald oft einfach überwachsen.

Früher wurde er wegen seiner Früchte, die wie kleine Äpfel oder Birnen aussehen, aus den Wäldern



Speierling-Reisergarten
in der HBLA
Klosterneuburg.

in die Obstgärten geholt. Speierlingfrüchte ergeben nicht nur einen hervorragenden und hochpreisigen Schnaps, sie sind nach kurzer Lagerung durchaus angenehm herb im Geschmack und wurden dem Most als Klärungsmittel beigemischt. Das Holz ist ausgesprochen hart und eignet sich gut als Furnierholz oder zum Drechseln von stark beanspruchten Werkteilen wie z.B.: Spindeln von Weinpressen oder Radnarben.

Heute sind die freistehenden Speierlinge im Wienerwald praktisch alle überaltert. Kaum jemand erkennt den hübschen Baum mit seinen Vogelbeer-ähnlichen Blättern überhaupt noch. 1999 hat man im Versuchsgarten der HBLA für Wein- und Obstbau in Klosterneuburg deswegen einen Speierling-Reisergarten mit österreichischen Selektionen angelegt.

Dunkelrote Dirndl

Wenn der Winter sich neigt und die ersten Schneeglöckchen ihre weißen Köpfe aus der Erde strecken, leuchten die gelben Blüten des Dirndlstrauches aus kahlem Gebüsch. Wer sich die Stelle merkt, kann am Ende des Sommers die leckeren dunkelroten Dirndl ernten. Sie schmecken ähnlich wie Weichseln und ergeben eine fruchtige Marmelade und einen begehrten Schnaps. Der Dirndlstrauch wird auch Kornelkirsche oder Gelber Hartriegel genannt und in der Tat ist sein Holz aussergewöhnlich

Dirndlblüte im Vorfrühling auf der
Kleinleiten im Laabental.



hart und zäh. Das macht es ideal zum Drechseln. Gabeln, Werkzeugstiele und Leitersprossen wurden traditionell aus Dirndlholz gemacht.

Ein Geschenk der Römer: die Edelkastanie oder Maroni

Den Wein und die Edelkastanie haben uns mit großer Wahrscheinlichkeit schon die Römer aus dem Süden mitgebracht. Inzwischen sind beide Pflanzen aus unserer Kultur nicht mehr wegzudenken. Wer will sich einen Winter ohne Maronibrater vorstellen oder eine Konditorei ohne Maroniherzen? Auch wenn die meisten Maroni, die wir heute in den Geschäften finden, aus dem Süden stammen, auch in den sonnigen Bereichen des Wienerwalds gibt es etliche gut tragende Edelkastanien. Eine Besonderheit ist der Merkensteiner Wald bei Bad Vöslau. Mitten in einem heute etwa 50 Jahre alten Fichtenforst verstecken sich fruchtige Überraschungen aus früheren Zeiten: neben Speierlingen, Elsbeeren und uralten Obstbäumen finden sich immer wieder mächtige Baumruinen von riesigen Edelkastanien. Bis in die 1970er Jahre wurden hier noch die begehrten Merkensteiner Maroni für den damaligen Besitzer – das Landwirtschaftsministerium – gesammelt. Seit der Aufhebung des allgemeinen Wald-Betretungsverbotes 1975 ist es jedem Mann und jeder Frau erlaubt hier Maroni zu ernten – wenn er weiß, wo er suchen muss.



Kaum noch zu erkennen: alte Edelkastanien im Merkensteiner Wald 2006.

Obst im Weingarten

Wer kennt sie nicht, die Weingärten des Wienerwalds, von Königstetten bis Nußdorf und im Süden am Übergang zur Thermenlinie? Heute reiht sich hier Rebe an Rebe. Doch das war nicht immer so. Früher wurden dazwischen Pfirsiche, Ribiseln, Stachelbeeren, Kirschen und sogar Gemüse wie Knoblauch und Kren angebaut. Die sogenannte „Stockkultur“ oder wie der Wienerwaldbauer sagte, das pflanzen „im Durcheinander“ wurde aber mit der Einführung der Weinhochkultur großteils aufgegeben.

Weingartenpfirsiche finden sich noch am ehesten hier und dort. Diese Obstart, die bis heute nur über Samen und nicht über Veredeln vermehrt werden kann, hat eine große Vielfalt an lokalen Sorten hervorgebracht. Die wild aufgehenden Bäumchen wurden von den Bauern umgesetzt, weil sie danach größere Früchte tragen. Früher wurde oft genau in die Mitte des Weingartens ein Pfirsichbaum gesetzt, erzählt Herr Rieger aus Gumpoldskirchen, und man wusste bei der Arbeit, was es bedeutete wenn man beim „Pferscherbaum“ ankam.

Im Norden des Wienerwaldes tauchte 1867 eine kleine Blattlaus aus Amerika auf, die den Weinbau nachhaltig verändern sollte: die Reblaus. Die Schäden an Wurzeln und Blättern waren teilweise so beträchtlich, dass der Weinbau in manchen Orten ganz aufgegeben wurde. In diesen schwierigen Zeiten pflanzten einige Weinbauern Ribiseln in ihre Weingärten. Am bekanntesten ist wahrscheinlich die aromatische und ertragreiche rote Kritzendorfer Ribisel. Anstelle der alten Heurigen lockten jetzt Ribiselheurige die Ausflügler aus Wien. Später importierte man amerikanische Weinsorten die resistent gegen die Reblaus waren und der echte Wein löste den Ribiselwein wieder ab.



Weingartenpfirsich in Gumpoldskirchen 2006.

Das Mostviertel des Wienerwaldes

Vor allem im inneren und westlichen Wienerwald wurden Ende des 18. Jahrhunderts viele Wiesen und Weiden mit verschiedenen Obstbäumen bepflanzt: die Streuobstwiese war geboren. Neben zahlreichen Apfelsorten dominierte die Most- und die Holzbirne

(Vonwald, 2001). Daraus wurde das Hauptgetränk der Waldbauern, der beliebte Obstmost gepresst. Vor dem Pressen mußte das Obst zerkleinert werden und bis zur Erfindung der Quetschmühle war das ein mühsames Unterfangen. Mit großen Holzstösseln wurden Äpfel und Birnen in einem weiten Mosttrog – dem „Stessgrand“ – zerstampft. Bogler schreibt darüber 1897: *„Das dumpfe Pochen der, von kräftigen Händen geführten Moststösseln wird im Herbst allabendlich aus jedem Waldhof heraus oft weithin vernommen.“* Der Ortsname „Stössing“ erzählt heute noch davon. Stössing, Michelbach, Teile des Triestingtals und vor allem das Laabental leiten mit ihren typischen Einzelhöfen schon ins Mostviertel über. Jeder Hof liegt auf einer kleinen Anhöhe und ist traditionell von weiten Streuobstwiesen umgeben.

Doch die Obsternte ist mühsam und die aufwendige Handarbeit lohnt heute kaum noch. Der Betreiber einer großen Obstverarbeitungsanlage im Triestingtal beklagt, dass seine Lieferanten immer weniger werden. Zusammenschlüsse der Bauern über die Region hinaus, wie z.B. die Obst-Most Gemeinschaft Alpenvorland, wollen über gemeinsames Marketing die Produkte besser auf dem Markt plazieren. Wenn der Absatz gesichert ist, wird sich hoffentlich auch die Ernte und Verarbeitung wieder für mehr Bauern lohnen.

Konservieren durch Dörren

Getrocknete Äpfel, Birnen und Zwetschken schmecken köstlich und bewahren die Vitamine über lange Zeit. Wer kennt nicht das köstliche Kletzenbrot, ein traditionelles Weihnachtsgebäck aus gedörrten Birnen (Kletzen) und Zwetschken? Natürlich wurde auch im Wienerwald, genau wie im nahen Mostviertel, gedörrt. Es gab eigene Dörrhäuser, die wegen der Brandgefahr immer ein bisschen abseits der Bauernhäuser standen. Darin gab es einen Gewölbeofen der von außen beheizt werden konnte.



Mostpressen in Steinriegl um 1920.

Über den Ofen wurden große, mit Weidenruten verflochtene Holzrahmen (Hurten) geschoben auf denen das Obst lag. Im Herbst ging das Feuer in den Dörrhäusern oft über Wochen nicht aus, alle zwei Tage konnten die Hurten mit frischem Dörrobst belegt werden.

Im Gegensatz zum Mostviertel ist im Wienerwald das Dörren heute fast zur Gänze aufgegeben worden. Nur noch vereinzelt sind im Westen einzelne halb verfallene Dörrhäuser zu finden, die meisten sind längst abgerissen. Der Kulturverein der Gemeinde Neustift-Innermanzing versucht dem entgegen zu wirken und hat mit viel Engagement ein altes Dörrhaus wieder instand gesetzt.



Erneueres Dörrhaus in Neustift-Innermanzing.

Streuobstwiesen: Plätze der Vielfalt

Traditionell wurden Streuobstwiesen extensiv bewirtschaftet, d.h. nicht gedüngt und nur ein bis zweimal im Jahr gemäht. Dabei entstand ein abwechslungsreicher Lebensraum, in dem sich viele verschiedene Pflanzen und Tierarten wohl fühlen. Ob Baumkrone, Baumhöhle oder Wurzel, überall summt es vor Insekten, Vögel jagen und nisten und auch kleine Säuger finden Unterschlupf und Futter in Hülle und Fülle. Seltene Arten wie Steinkauz, Fledermaus und Siebenschläfer sind hier zu Hause. Sie sind auf die Vielfalt der Streuobstwiesen ohne Pflanzenschutzmittel und Insektengift angewiesen.

Die Bewirtschaftung ist natürlich aufwendiger, viele landwirtschaftliche Maschinen lassen sich auf den

bunten Obstwiesen nur schlecht einsetzen. Die traditionelle Nutzung ist daher weniger geworden. Was nicht mehr bewirtschaftet wird wächst zu, die Baumbestände überaltern und auf manch einer Wiese in unserem schönen Wienerwald steht heute ein Haus oder eine ganze Wohnsiedlung. So verständlich das im Einzelfall ist, für den Naturschutz muss es ein großes Anliegen sein den Lebensraum Streuobstwiese zu erhalten, um Steinkauz und Co das Überleben zu sichern.

Für die Sortenvielfalt im Obstbau sind diese alten Obstwiesen eine wahre Schatzkammer. Mitunter trägt jeder Baum eine andere Sorte. Der Verein Kultur.Landschaft widmet sich daher in Kooperation mit lokalen ErhalterInnen und der Arche Noah ganz speziell den traditionellen Obstkulturen und der regionalen Sortenvielfalt im Wienerwald.



Streuobstwiese im Laabental zur Birnenblüte 2007.

Literaturverzeichnis

Arnberger, 1952: Der Wienerwald als Lebens- und Wirtschaftsraum. In: Ein Buch vom Wienerwald (Vom Wesen und der Gestaltung seiner Landschaft), Verlag für Jugend und Volk, Wien 1952

Bartak, A. 2006: Heimatbuch Hafnerberg – Nöstach, Hrsg. Dorfgemeinschaft Hafnerberg-Nöstach

Bischof, P. 2003: Wienerwald - Vegetation der Wiesen und Weiden der Region. In: Wiesen und Weiden in Niederösterreich. 2003

Bogler, P. 1879: Land und Leute aus dem Wienerwald deren Haus und Hof, Sitten und Gebräuche. Eine landwirtschaftliche Culturstudie der Gegenwart, zugleich eine Leitfaden für Colonisten, Wien 1879, im Verlage des landwirtschaftlichen Bezirksvereines zu Neulengbach.

Buchinger, J. 1952: Der Bauer in der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte Österreichs. Österr. Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst. Wien, 1952.

Bürgi, M. 2004: Der Wald ist Teil der Kulturlandschaft. Streunutzung als Naturschutzmassnahme?

Ellmauer, Th. 2000: Die Wiesen der Gemeinde Wienerwald. In: Heindl, A.: Gemeinde Wienerwald – Eine Spurensuche.

Der Obstzüchter, 1911: Zeitschrift für die Ges. int. des Obstbaues, Wien 1911, IX Jg.

Grabherr, G. 2004: Vegetationsökologische Aspekte der Wienerwaldwiesen und Artenschutz, Vortrag als Beitrag zur Netzwerk Wienerwald - Tagung „Schutz und Pflege der Wienerwaldwiesen 2004“, Mai 2004 in Purkersdorf.

Haberreiter, B. 2003: Wienerwald – Einleitende Landschaftsbeschreibung. In: Wiesen und Weiden in Niederösterreich.

Handels- u. Gewerbekammer Wien, 1878: Das Gebiet des Schwefelartflusses (Klausen-Leopoldsdorf, Alland, Baden), 1878.

Hanak, E. 1995: Niederösterreich. Traditionelles Handwerk, Lebendige Volkskunst in Beispielen. NÖ Bildungs- und Heimatwerk.

Hochegger u. Holzner, 1999: Die Wiesen machen den Wienerwald zu einer naturnahen Kulturlandschaft. In: Kulturlandschaft – Natur in Menschenhand, 1999

Kantusch, J. 1994: Die Pfarre Klausen-Leopoldsdorf, Geschichte und Gegenwart einer Pfarrgemeinde im Wienerwald, Dipl. 1994

Kausch-Blecken, 2000: Der Speierling. D. 2000

Kausch-Blecken, 1994: Die Elsbeere. D. 1994

Kausch-Blecken, 2005: Elsbeerzentrum Michelbach / Niederösterreich. In: Corminaria Nr. 24, 2005

Kirisits, Klumpp, 1994: Maßnahmen zur Erhaltung und Förderung des Speierlings in Österreich.

Kirisits, T. 1997: Die Renaissance des Speierlings. In: Zeitschrift Forst + Säge.

Kurz, Machatschek, Igelhausen, 2001: Hecken, Geschichte und Ökologie, Anlage, Erhaltung & Nutzung. Leopold Stocker Verlag Graz-Stuttgart. 2001

Machatschek, M. 2002: Laubgeschichten. Gebrauchswissen einer alten Baumwirtschaft, Speise- und Futterlaubkultur. Edition Böhlhissimo. 2002.

Reiter R., Gruber A., 2003: Obstgeschichten aus dem Wienerwald.

Rötzer, H. 2003: Geschichte der Wiesen und Weiden in Niederösterreich. In: Wiesen und Weiden Niederösterreichs.2003

Schachinger, A.1952/53: in Jahrbuch des Vereins für Geschichte, 1952/53

Steiner, M. 2000: Speierling im Wienerwald. In: Forstzeitung 06/00

Steurer, Aschenbrenner, 2003: Wienerwald - Landwirtschaft als Wiesenutzung, in: Wiesen und Weiden Niederösterreichs, 2003.

Trumler, G. 1985: Das Buch vom Wienerwald. Landschaft – Kultur – Geschichte

Vonwald, K. 2001: Bei uns dahoam – Michelbach Heimatbuch

Österreichischer Forstverein, Hrsg. 1823: Österreichische Vierteljahresschrift für Forstwesen, 1823

Österreichische Bundesforste, 1936/1938: Brief an die Bezirksbauernkammer Purkersdorf über die Laubstreunutzung. 1036

Impressum

Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung Naturschutz
Landhausplatz 1, A-3109 St.Pölten


Bezugsadresse

Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung Naturschutz
Landhausplatz 1, A-3109 St. Pölten, Tel.: 02742-9005-15238

Danksagung

Unser herzlichster Dank gilt allen, die bereitwillig ihren reichen Erfahrungsschatz mit uns geteilt und so dieses Projekt ermöglicht haben.

Fotonachweis

A. Bartak, Bildarchiv der Österr. Nationalbibliothek, Berger, , P. Buchner, I. Drozdowsky, R. Gattringer, Gemeinde St. Andrä-Wördern, A. Gruber, A. Hochgerner, J. Huspeka, J. Kantusch, T. Kirisits, L. Lechner, H. Pauli, Resperger, Tromayer, F. Wieshaider

Gestaltung: die werbetrommel, Oberndorf/Melk, 0650/8500086
Druck: agensketterl Druckerei GmbH, Mauerbach bei Wien

Diese Broschüre wurde von Kultur.Landschaft – Verein zur Förderung traditioneller Kulturlandschaftsformen, im Rahmen des Projektes „Historische Aufarbeitung traditioneller Landnutzungsformen als Beitrag zur Förderung nachhaltiger Nutzungsstrategien in der Wienerwaldregion“ erstellt.



Gefördert aus Mitteln
des NÖ Landschaftsfonds



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Publikationen Naturschutzabteilung Niederösterreich](#)

Jahr/Year: 2007

Band/Volume: [8_2007](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Nutzungsgeschichten aus dem Wienerwald - Vom Streurechen, Pechen und den Adletzbeerbäumen 1-27](#)